

THE MUSIC OF WHAT HAPPENS



**BILL
KONIGSBERG**

(one)

Inhalt

Cover

Titel

Impressum

Anschreiben

Widmung

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

22

23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46

Jordans Gedichte - englische Fassung

Danksagung

TRIGGERWARNUNG

BILL
KONIGSBERG

THE MUSIC
OF WHAT
HAPPENS



Übersetzung aus dem amerikanischen Englisch
von Ralf Schmitz

emmo

UWA

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes
Titel der amerikanischen Originalausgabe:
»The Music of What Happens«

Für die Originalausgabe:
Copyright © 2019 by Bill Konigsberg. All rights reserved.
Published by arrangement with SCHOLASTIC INC., 557 Broadway, New York,
NY 10012 USA

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück
GmbH, 30161 Hannover.

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2020 by Bastei Lübbe AG, Köln
e-Book-Produktion: 3w+p GmbH, Rimpar

Dieses Buch enthält das Gedicht »Song« (dt. »Lied«) von Seamus Heaney:
»Song« from OPENED GROUND: POEMS 1966 - 1996 by Seamus Heaney.
Copyright © 1998 by Seamus Heaney. Reprinted by permission of Faber and
Faber Ltd.

Lied

Aus: Seamus Heaney, Die Amsel von Glanmore. Gedichte 1965 - 2006
Aus dem Englischen von Rainer G. Schmidt
Rechte der Übersetzung © 2011 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

ISBN 978-3-7325-9814-4

www.luebbe.de
www.lesejury.de

Liebe Leser:innen,

dieses Buch enthält potenziell triggernde Inhalte. Dazu findet ihr eine Triggerwarnung auf S. 446.

ACHTUNG: Diese enthält Spoiler für das gesamte Buch.

Wir wünschen uns für euch alle das bestmögliche Leseerlebnis.

Euer Team vom ONE-Verlag

Für Chuck, meine Liebe und mein Leben, der so viel dafür
opfert, dass ich diese Bücher schreiben kann und trotzdem
ab und zu eine Mahlzeit zu mir nehme.



1

Max

Da ist diese Sache, die mir mein Vater beigebracht hat, als ich noch klein war. Eines Tages, da war ich acht, hat er mich im Wohnzimmer an den Füßen gepackt und mich wie in einem Karussell im Kreis herumgeschleudert. Mann, ich habe es so geliebt, frei durch die Luft zu fliegen und die Zentrifugalkraft zu spüren. Ich war sicher, dass ich einfach davonfliegen könnte, wenn mein Vater mich losließe. Aber dieses eine Mal ging er ein bisschen zu wild zur Sache, nehme ich an, und mein Kopf knallte gegen den Schrank, in dem wir die Brettspiele aufbewahrten.

Die Welt drehte sich plötzlich, ein stechender Schmerz schoss mir durch den Schädel, und ich war total geschockt. Was wahrscheinlich der Grund dafür war, warum ich nicht gleich anfang zu heulen. Aber dann natürlich doch.

»So etwas macht dich bloß stärker. Du bist ein Kämpfer«, sagte er zu mir, als die Tränen mir die Wangen runterliefen. »Schmerz vergeht.«

Ich saß heulend auf dem Boden und rieb mir die Stelle an der Stirn über meinem rechten Auge, die sich schon

bald in einen blauen Fleck von der Größe des Staates Texas verwandeln sollte.

Jammernd wartete ich auf meine Mutter, damit sie den Schmerz wegpustete. Ich vermute, sie war unterwegs, um Lebensmittel einzukaufen, denn sie kam nicht. Eine gefühlte Ewigkeit lang nicht. Dad stellte in der Zwischenzeit den Fernseher an und ignorierte mich einfach.

Er war kein perfekter Vater, solange er bei uns gelebt hat, aber bei dieser einen Sache sollte er Recht behalten: Meine Tränen trockneten, und meine Kopfschmerzen ließen irgendwann nach. Ich setzte mich neben ihn, sah das Ende des Cardinals-Spiels, und als er einen Witz über die Frau von Kurt Warner machte, die seiner Meinung nach wie ein Junge aussah, lachte ich sogar ein bisschen. Ich kam mit einem blauen Auge davon und stellte fest, dass ich stärker war, als ich dachte.

Ich war ein verdammter Kämpfer.

An diese Lektion muss ich nun - neun Jahre später - denken, während ich mit meiner Mom auf dem Gilbert Farmers' Market stehe und versuche, nicht durchzudrehen. Was zum Teufel war da letzte Nacht los? Ich denke an die beschissene Szene, die über mich hereinbrach, als ich mich um sechs Uhr morgens ins Haus schlich und meine Mom mit vor der Brust verschränkten Armen und wütend hochgezogenen Augenbrauen dastehen sah.

Als ich jetzt meinen Blick über den Markt schweifen lasse, wird mir klar, dass ich die Wahl habe: Entweder ich drehe durch und schiebe Panik - oder ich reiße mich zusammen und kämpfe. Ich zwingen mich zu einem Lächeln und wähle Letzteres.

Und als die Begeisterung meiner Mutter für Fleisch von Weidetieren sie dazu verleitet, zu dem Mann am Marktstand gruselige Dinge zu sagen, die sie wahrscheinlich gar nicht so meint, beschließe ich, dass es

für diesen Kämpfer höchste Zeit ist, seine eigenen Wege zu gehen.

»Ich kann es kaum abwarten, ihr Fleisch in meinem Eintopf zu probieren«, sagt sie, was abartig klingt, weil es aus Moms Mund kommt.

»Ähm, ich sehe mich mal bei den Food-Trucks um.« Ich wende mich zum Gehen.

Mom wirft mir einen Blick zu und sagt: »Pass auf dich auf, Maximo. Kein Ärger mehr, verstanden?«

Kreuzkümmel. Teer. Das Zirpen der Zikaden und mein Herzschlag. Nein. Und nochmals nein.

Schnell nicke ich, schlucke und mache, dass ich davonkomme. Die Leute vom Gilbert Farmers' Market müssen wirklich nichts über meine privaten Angelegenheiten wissen.

Ich mag es, am Samstagmorgen hierherzukommen. Ich weiß, das ist schräg, und meinen Amigos, Betts und Zay-Rod, würde ich das auch nie erzählen. Aber ich fahre total auf die freundlichen Leute ab, auf die niedlichen Hunde, die hier Gassi geführt werden, und die Kostproben an den Ständen.

Bio-Zuckerwatte zum Beispiel. Okay, echt jetzt? Die lass ich aus – weil, Zucker bleibt Zucker, ob Bio oder nicht. Ich mag die Jungs mit den scharfen Saucen, das sind meine Leute. Man bekommt dort Chips, mit denen man die Saucen probieren kann. Ein doppelter Gewinn. Ich bin ein heimlicher Feinschmecker. Die Amigos wissen das nicht, aber zu Hause koche ich manchmal das Abendessen. Mom ist die Königin der Tamale, während ich es liebe, asiatisch, italienisch und französisch zu kochen. Es macht Spaß, in der Küche zu experimentieren. Man gebe mir etwas Knoblauch, Soja und gute Gewürze – und die Magie beginnt.

Ich probiere hier und da und steuere auf die Food-Trucks zu, denn alles schmeckt besser, wenn es aus so einem Imbisswagen kommt. Ich habe *alle* ausprobiert: Es

gibt einen mit Popcorn, mit Waffeln – mein Favorit –, einen Burrito-Truck und einen, in dem Ceviche gemacht wird.

Und dann entdecke ich den neuen Wagen am Ende der Reihe. Äußerlich ist er schmutzilig, vergilbt weiß, und am oberen Rand des Trucks steht in blutroten, amateurhaft wirkenden Comic-Sans-Lettern *Coq au Vinny* geschrieben. Daneben ist ein finster dreinschauendes Comic-Hähnchen aufgemalt, mit hochgezogenen Augenbrauen und verschränkten Armen, als wolle es jemandem den Kopf abhacken. Über dem Hähnchen schwebt kopfüber eine Fritteuse, die ein kleiner, plumper Super-Mario-Typ in der Hand hält, wie um damit den wütenden Vogel einzufangen.

Ich gehe näher ran, um zu sehen, was heute auf der Karte steht. In dem Moment sehe ich den schlaksigen Jungen im Inneren des Trucks, der in meinem AP-Language-and-Composition-Kurs hinter mir sitzt. Er macht ein Gesicht, als wäre er überall auf der Welt lieber als hier. Meine Brust zieht sich zusammen.

Der Junge ist einfach – *bemerkenswert*? Das ist ein komisches Wort, aber ich weiß nicht, wie ich ihn sonst beschreiben sollte. Er ist spindeldürr, schweigsam, hat eine markante Nase und einen spitzen Mund mit schmalen Lippen, und er scheint nur aus Knochen und Sehnen zu bestehen. Manchmal ertappe ich mich dabei, wie ich ihn anstarre. Dann denke ich, dass er eigentlich aus nichts als klaren Linien besteht. Als er vor ein paar Wochen ein Referat über das Thema »Daran glaube ich« halten musste, schlenderte er gemächlich nach vorne vor die Klasse. So wie er seine langen Beine bewegte, sah das ein wenig so aus, als würde er tanzen. Ich konnte meine Augen nicht von ihm abwenden. Ich weiß noch, dass ich überlegt habe, wie es wohl wäre, wenn *ich* so aussähe wie er.

Dann begann er zu sprechen. Das waren vermutlich die ersten Worte, die ich ihn je habe sagen hören. Joghurt – das war es, woran er offenbar glaubte. Soweit ich mich erinnern kann, ging seine Logik ungefähr so:

Ich glaube an Joghurt, weil er cremig ist und außerdem eine gute Möglichkeit darstellt, Milch davor zu bewahren, sauer zu werden. Denkt mal darüber nach: Wohin mit der ganzen sauer gewordenen Milch? Und das trifft auch auf Menschen zu. Nicht, dass wir vergären, aber Milch geben wir schon. Zumindest manche. Wie auch immer, jeder hat Fähigkeiten und Wünsche, die ungenutzt und unerfüllt bleiben, und dann versauern sie. Wie können wir aus diesen sauer gewordenen Eigenschaften Joghurt machen? Wie schaffen wir es, sie zu retten und etwas Köstliches aus ihnen zu kreieren?

Ich dachte, Alter, wie hast du es hingekriegt, menschliche Laktation in einem Referat unterzubringen? Wenn ich jemals etwas auch nur halb so Kreatives oder Ungewöhnliches gesagt hätte, würden mir meine besten Freunde den Arsch aufreißen. Wie kann ein Typ sich so wohl dabei fühlen, so schräg drauf zu sein?

Der Junge lehnt am Verkaufstresen, das Kinn auf die Hände gestützt. Dabei wirkt er irgendwie super gelangweilt und starrt Löcher in die Luft. Er trägt ein weinrotes T-Shirt mit V-Ausschnitt, was seine fast gipsweißen, streichholzdünnen Arme noch deutlicher hervorhebt. Er hat dunkle Haare und eine Emo-Frisur, deren Ponyfransen ihm halb in die Augen hängen.

Ich gehe auf ihn zu, als er hochschaut und mich sieht. Ich lächele, und er reißt erschrocken die Augen auf, als hätte ich gerade sein heimliches Leben als Food-Truck-Typ aufliegen lassen.

»Was geht?«, frage ich. »Du gehst zur Mesa-Guadalupe, oder?«

Er schluckt und schaut sich nervös um, sodass ich auf der Stelle bereue, überhaupt etwas gesagt zu haben.

»Oh, hallo. Ja.«

Akne sprenkelt seine Wangen, und seine Augenbrauen wirken getrimmt, denn am Ende machen sie einen Bogen nach oben. Dadurch sieht er ein bisschen wie das wütende

Hähnchen aus oder als würde er notorisch alles und jeden infrage stellen. Ob er schwul ist? Auf jeden Fall ist er so ein Emo-Typ, der aufgeblasene Sportskanonen zum Kotzen findet. Davon kann ich ein Lied singen.

»Ich bin Max«, grüße ich.

Er schaut hinter sich. Da steht eine große blonde Frau, die mit der Kante eines Metallspachtels wie besessen den Grill abschrubbt. Vielleicht seine Mutter?

Er dreht sich wieder zu mir um. »Jordan«, sagt er ziemlich monoton.

»Schön, dich zu sehen. Und du jobbst in 'nem Food-Truck. Wie cool ist das denn?!«

»Ist es das?«, murmelt er und zieht eine Augenbraue hoch.

Ich nicke, denn, ja, das ist es. Absolut. Ich bin dazu verdonnert, den Sommer mit meiner Mom bei der *State Farm Versicherung* zu verbringen, als Strafe für die Nacht, von der ich wünschte, es hätte sie nie gegeben. Der Food-Truck wäre mir deutlich lieber.

Ich deute auf den Truck und lese den Namen vor. »Coq au Vinny?«, frage ich.

»Jo«, sagt er, als wäre es ihm irgendwie peinlich. »Coq au Vinny. Hm, heißt so viel wie ›Wir machen's italienisch mit Hühnchen‹.«

Ich lache. Er schon wieder. Sagt komische Sachen, über die ich nicht hinwegkomme. »Italienisch also?«

Er hebt zweimal kurz hintereinander die Augenbrauen, was sein Gesicht irgendwie noch kantiger wirken lässt. Wieder kann ich einfach nicht wegsehen. »Wir sind hier nicht gerade in Florenz. Na ja, fast Florence in *Arizona*, oder sowas.« Seine Stimme klingt weich und ein bisschen hoch.

»Ha. Also nichts Abgehobenes, was?«

Er wirft einen kurzen Blick zu der rundlichen Frau hinter ihm, wendet sich dann wieder an mich und verdreht die Augen. »Wir frittieren Hühnchen-Sticks in Öl und

schütten italienische Gewürze drüber. Manchmal auch Mozzarella und Marinara-Sauce.«

»Mann, das ist ultra italienisch«, bemerke ich trocken, und Jordans Gesichtsausdruck hellt sich für den Hauch einer Sekunde auf, bevor er wieder über seine Schulter schaut, als hätte er Angst, die Gefühle der Frau zu verletzen. Als er erneut mich ansieht, grinst er, und das ist schön, aber sein Lächeln verschwindet sofort wieder, als wäre er es nicht gewohnt zu lächeln. Als würde ihn die Vorstellung, ein Gespräch in Gang zu halten, mit Panik erfüllen.

»Ich schwöre, in das verfluchte Gerät hat sich der Ruß von Jahren eingebrannt. Wir sind echt hinüber«, flucht die Frau, ohne sich umzudrehen. Viel zu laut, wenn man bedenkt, dass sie ihr Essen aus dem Food-Truck verkaufen will, den sie gerade verflucht hat. »Es ist hoffnungslos, Jordan. Komplett hoffnungslos.«

Dann dreht sie sich um, sieht mich und wird rot.

»Oh, verdammt«, murmelt sie. »War nur ein Scherz. Es ist mehr als sauber. Ich bin gerade ... Es liegt an mir. Das ist alles. Ich bin ein Totalausfall.«

»Mom«, sagt Jordan, betont geduldig, als wäre er es gewohnt, seine Mutter zu beruhigen. »Das ist Max. Er geht auch auf die MG.«

»Oh!«, ruft sie. »Hi. Lydia. Lydia Edwards. Die schlimmste Köchin, die die Welt je gesehen hat. Schön, dich kennenzulernen.«

»Hi«, grüße ich zurück.

»Wir haben das Ding nach langer Zeit gerade zum ersten Mal wieder in Betrieb genommen, und das ist, nun ja, ein ziemlich hartes Stück Arbeit.« Sie fährt sich mit den Händen durchs Haar. Die dunklen Ringe unter ihren Augen wirken, als hätte sie eine Woche lang nicht geschlafen. Als sie mich anschaut, weiten sich ihre Augen plötzlich. »Hey. Willst du unser erster Kunde sein?«

»Ähm, nein danke«, antworte ich.

»Oh, ich habe nur Spaß gemacht wegen – ach, komm, geht aufs Haus. Wenn du was isst, ess ich auch was. Okay? Sei kein Frosch.«

Das ist schon irgendwie komisch, denn ich schulde Jordan oder seiner Mutter ja nichts. Er ist bloß ein Junge von meiner Schule, den ich nicht besonders gut kenne. Aber ich habe keine Ahnung, wie ich mich dieser Situation entziehen soll. Instinktiv greife ich nach meinem Handy in der Hosentasche, als hätte ich gerade eine Nachricht bekommen, ziehe aber meine Hand unverrichteter Dinge wieder heraus. »Klar«, sage ich dann. »Okay. Danke.«

Das bringt Lydia Edwards dazu, mich zum ersten Mal anzulächeln, und ihr Gesicht blüht geradezu auf. Sie hat etwas Charismatisches an sich.

»Was darf's denn sein?«, fragt sie.

Die Karte ist mit orangenem Marker auf ein Whiteboard geschrieben. Die Handschrift sieht aus wie die von einem Drittklässler, und ich frage mich, wer von den beiden dafür verantwortlich ist. Es gibt vier Gerichte. »Kann ich das *Chicken Parm Hero Sandwich* probieren?«

Ihre Augen leuchten auf. »Oh, mein Gott, du wirst es lieben! Du wirst absolut begeistert sein!« Sie eilt nach hinten in den Truck.

Ich sehe Jordan an und muss fast lachen. Sein Gesichtsausdruck! Er guckt wie jemand, der zwei bis vier Jahre hinter Gittern absitzen muss. Über sein belämmertes Gesicht neben dem freakigen Comic-Hähnchen könnte ich mich wegschmeißen, aber er lacht kein bisschen, und ich will nicht, dass er sauer wird.

»Ist das hier ein Familienbetrieb?«

Er nickt. »Früher hat mein Dad den Laden geschmissen. Aber er ...«

Ich warte, dass er seinen Satz beendet, was er aber nicht tut, daher rede ich weiter: »Oh. Okay, verstehe. Mein Dad lebt in Colorado Springs. Meine Eltern haben sich vor sechs Jahren scheiden lassen.«

»Ehrlich gesagt ist er tot«, fährt Jordan fort und starrt auf den stählernen Tresen vor ihm.

Das schnürt mir die Kehle zu. »Oh.« Ich stocke. »Tut mir leid, Mann.«

Er zuckt mit den Schultern, als wäre das keine große Sache. »Ist vier Jahre her. Der Truck hier war seiner, und ... na ja ... wir versuchen es heute das erste Mal ohne ihn.«

»Wow«, entgegne ich und fühle mich mies, weil ich seine Mutter für eine Chaotin gehalten habe.

»Scheiße!«, schreit sie plötzlich hinter Jordan auf. »Autsch!«

Jordan fährt herum und sieht, wie seine Mutter auf und ab hüpfert und sich das Handgelenk hält. »Au, au, au, au, au!«

»Was ist passiert?«, will er wissen.

»Der verdammte Grill. Ich bin so ein ... Ich schaff das nicht, Jordan. Ich kann nicht ... ich kann das nicht. Ich pack es einfach nicht. Nie und nimmer.« Sie springt immer noch herum, und Jordan wirft einen peinlich berührten Blick in meine Richtung, weil ich Zeuge dieses Auftritts bin, also drehe ich mich um und tue so, als müsste ich mich dringend mit meinem Handy beschäftigen.

Den Rest der Konversation kriege ich nur noch akustisch mit. »Ist schon gut, Mom«, redet er auf sie ein, seine Stimme ist ruhig und gefasst. »Wir schaffen das schon.«

»Meinst du? Man stürzt sich als blutiger Anfänger einfach ins Food-Truck-Geschäft und kriegt auf Anhieb alles geregelt?«

»Wir kriegen es hin. Versprochen.«

»Vier Monate Rückstand bei der Hypothek nachzahlen, und das bis zum fünften Juli? Wir verlieren unser Zuhause. Wir werden obdachlos, weil ich so eine Irre bin und ...«

»Mom. Hör auf. Bitte. Hier sind Leute.«

»Oh!« Sie stockt, als ihr aufgeht, dass ihr kleiner Zusammenbruch vor Publikum stattgefunden hat. Nicht nur

vor mir – ich habe mich unwillkürlich wieder zu ihnen gedreht –, sondern auch vor einem Pulk von Gaffern. Menschen sind furchtbar. Und ich bin es anscheinend auch ein wenig. Das ist wie bei einem Unfall, wenn sich der Gegenverkehr staut und man genau weiß, dass alle scharf darauf sind, Leichen zu sehen.

Jordans Mutter verbirgt ihr Gesicht an seiner knochigen Schulter, und als er seinen Kopf dreht, sieht er, wie wir alle glotzen. Er fängt meinen Blick auf, beißt die Zähne zusammen und wendet sich wieder ab. Jordan versucht, leise zu sprechen, aber irgendwie kann ich trotzdem hören, was er sagt.

»Es wird alles wieder gut. Ich kümmere mich darum. Das verspreche ich dir.«

»Oh, Jordan«, schluchzt sie. »Sieh mich an. Hier stehe ich und vermassele alles. Ich hab dich nicht verdient. Wirklich nicht. Was würde ich nur ohne dich machen?«

Ich erröte stellvertretend für Jordan, als er »Mom« sagt und sie mit einer aufgesetzt lustigen Stimme eine Ansage vom Stapel lässt: »Tut mir leid. Entschuldigung. Beachtet mich gar nicht, ihr guten Leute vom Gilbert Farmers' Market, ignoriert mich einfach. Hier gibt's nichts zu sehen.« Dann umarmt sie Jordan und spricht mit gesenkter Stimme zu ihm. »Oh Gott. Ein öffentlicher Nervenzusammenbruch. Entschuldige, mein Schatz. Ich weiß, das ist gar nicht gut. Echt übel. Puh.«

Die Lage beruhigt sich wieder, und die meisten der knapp ein Dutzend Zaungäste haben sich davongemacht. Das sollte ich jetzt besser auch tun. Ist mir schon klar. Mom fragt sich bestimmt auch schon, wo ich bin. Aber ich bleibe, weil, nun ja, aus Mitgefühl für Jordan. Ziemlich hartes Los in der Mütter-Lotterie.

Als er und seine Mom ihre Umarmung lösen, sieht sie, dass ich hier immer noch herumstehe. »Sorry ... Ich bin ein hoffnungsloser Fall am Grill. Vinny hat das normalerweise ...« Sie bedeckt ihr Gesicht mit den Händen,

und ich denke nur: *Bitte nicht. Bitte, zieh mich da nicht mit hinein. Ich versuche doch gerade, ein guter Kerl zu sein.*

Und offenbar bin ich wirklich ein feiner Kerl. Denn ohne langes Nachdenken frage ich: »Kann ich helfen?«

Sie schaut mich mit Tränen in den Augen an. »Kannst du grillen?«

Ich lache. »Ähm. Ja, ganz okay, schätze ich.«

Sie wischt sich die Tränen weg. »Brauchst du einen Job? Wenn du auch nur ein bisschen von Essen verstehst, kannst du hier anfangen.«

Mann, ich wünschte, Sie hätten mich das vor einer Stunde gefragt, geht es mir als Erstes durch den Kopf. Da hat mir nämlich meine Mutter die frohe Botschaft verkündet: Max fantastischer Sommer würde vorbei sein, bevor er begonnen hat, hatte sie mir erklärt. Ein Vollzeitjob bei der State Farm Versicherung, bis zum Beginn meines Senior-Years. In der Datenerfassung. Was meine Seele schier in Stücke reißen wird.

Aber dann überlege ich: *Vielleicht lässt meine Mom Gnade walten, wenn ich einen anderen Job vorweisen kann?* Also frage ich: »Ist das Ihr Ernst?«

»Ob ich das ernst meine?«, wiederholt sie trocken. »Hast du mich in Aktion gesehen? Ein Video davon würde auf YouTube viral gehen. Aber das lasse ich auf keinen Fall zu.«

»Was müsste ich denn tun?«, frage ich. Ich sehe Jordan an und kann an seiner Miene nicht deuten, ob das hier für ihn okay ist oder nicht. Aber dann fällt mir die Bemerkung seiner Mom über Obdachlosigkeit wieder ein, und ich überlege, dass das, was ich grade tue, aus Jordans Perspektive vielleicht nicht das Schlechteste ist.

»Ich meine ... den Laden hier schmeißen. Du und Jordan. Findet heraus, wie ihr den Truck zum Laufen bringt.«

Genau das hatte ich hören wollen. Denn ja, zur Hölle, mir ist es schon fast egal, wie viel ich hier verdienen kann.

Das hier ist der perfekte Job. Man nehme einen Food-Truck, bringe ihn auf Vordermann und rette ganz nebenbei eine Familie und ihr Zuhause. Scheitern kommt nicht infrage. Ich kann förmlich spüren, wie ich zum Superhelden mutiere:

In einer Welt, in der ein Food-Truck mit einer ziemlich übersichtlichen Speisekarte die letzte Hoffnung einer Familie darstellt, ist Max Morrison nicht nur ein Guter Samariter - nein, er ist ein Großer Samariter. Er wird zum Retter in der Not, so wie immer.

Und ein Superheld, der nicht bei der State Farm schuften muss. Yeah!

»Ich bin dabei«, sage ich.

Jordan zeigt keinerlei Reaktion, während seine Mutter einen dramatischen Seufzer ausstößt. »Gott sei Dank!«

Bevor ich zu meiner Mutter zurückgehe, um ihr die Neuigkeit zu überbringen, verabreden Jordan und ich ein Treffen für den nächsten Tag.

»Du bist mein Retter«, verkündet Lydia, und ich denke nur: *Wie schwer kann es schon sein, so einen Food-Truck zu retten?*



2

Jordan

Kaum sind wir zu Hause angekommen, macht Mom sich - dem Himmel sei Dank - auch schon wieder auf den Weg, sodass ich mich sofort auf mein Notizheft stürzen kann.

Ich setze mich an meinen Schreibtisch, schiebe die Lavalampe zur Seite und mache mich daran, alles aufzuschreiben, was mir durch den Kopf geht.

*Hier ist ein Junge, der versagt hat
Auf seine Mutter aufzupassen
Wie ihu aufgetragen war
Verdient hätte er, zweimal zu sterben
Für die Sünde, versagt zu haben
Und
Für die Sünde, so lahm zu sein
Denn ich kann, kann, kann, kann das nicht
Ich kann nicht ich kann nicht
Ich kann nicht ich kann nicht ich schaff es nicht
Niemals*

Ich schlage mein Heft zu, schleiche zu meinem Wasserbett, schmeiße mich auf den Bauch und frage mich, was wohl passieren würde, wenn ich mein Gesicht einfach ins Kissen presse, bis ich ersticke. Könnte ich das bis zum Ende durchhalten?

Über diesen Gedanken kann ich nur die Augen verdrehen.

Ich will nicht sterben. Ich glaube, es ist nur so, dass ich nicht die Verantwortung dafür tragen will, ob wir nun obdachlos werden oder nicht.

In welcher Welt kann ich es schaffen, mir genug Wissen darüber anzueignen, wie man mit einem Grill umgeht, um einen Food-Truck zu betreiben? Im Sommer, wenn es draußen jeden Tag 40 Grad heiß ist? Darüber zerbreche ich mir den Kopf, seit meine Mutter mich dazu überredet hat, Dads Truck wieder in Betrieb zu nehmen. Und jetzt hängt es allein an mir und einem wildfremden Gleichaltrigen? Wie soll das funktionieren?

Wie es wohl in einem Obdachlosenasyll ist? Werden wir wirklich in so einem Heim enden?

Oder sollte ich vielleicht versuchen, meinen Körper zu verkaufen?

Okay, darüber muss ich jetzt lachen. Ja, klar, als würde irgendwer für *meinen* Körper Geld bezahlen wollen.

Ich kann, kann, kann das nicht.

Ich will meinen Vater zurück.

Meinen Vater. Ja. Ich muss dringend mit ihm reden. Selbst wenn er mir nicht antworten kann.

Ich gehe in das Schlafzimmer meiner Mutter. Ihre Laken sind zerwühlt, als hätte gerade ein Kampf darin stattgefunden. Auf dem Nachttischchen steht eine halbvolle Pepsi Light, daneben das Papier von drei Schokoriegeln, eine Schale mit Weintrauben, die auf dem besten Weg sind, Rosinen zu werden. Außerdem eine Tüte Sweetos, die offenbar die süße Version von Cheetos sind. Ekelhaft.

Ich setze mich einen Augenblick auf das ungemachte Bett meiner Mutter, das nach ihrer Blaubeer-Sheabutter-Waschlotion riecht.

Mom, was mache ich nur mit dir? Ich schließe kurz die Augen, bevor ich den Blick schweifen lasse. Ihr Zimmer sieht aus wie das einer Frau, die wirklich hart schuftet und sich keine Reinigungsfrau leisten kann – nur, dass meine Mutter nicht mehr arbeitet. Früher war sie mal Zahnarzthelferin, aber nach dem Tod meines Vaters ist sie nie wieder zur Arbeit gegangen. Wir leben hauptsächlich von der Auszahlung der Versicherung, die mein Dad uns hinterlassen hat, was nicht gerade viel ist, aber zum Leben hat es bisher gerade so gereicht. Das ist in Ordnung. Mom ist zerbrechlich, und das weiß ich.

Was mich aber aufregt, ist dieses Theater. Ihre *persönliche Theateraufführung*, wie Mom das nannte, als ich ihr einmal gesagt habe: »Schluss mit dem Theater«. Ich weiß einfach nie, wann ich mich für sie freundschämen muss, weil sie mal wieder total ausrastet. Wie zum Beispiel ausgerechnet vor Max, diesem coolen Typen aus der Schule. Genau, Mom – das war *echt übel*.

Ich liebe meine Mom. Ich liebe die Lydia Edwards, die Schnitzeljagden veranstaltet, bei denen wir, wenn wir innerhalb von zwei Stunden alles gefunden haben, mit Süßigkeiten belohnt werden. Die mit Dorcas, unserem Goldendoodle, auf dem Boden herumtollt. Die jedes Jahr zu Weihnachten darauf besteht, in hässlichen Schlafanzügen die Nachbarschaft abzuklappern und Weihnachtslieder mit falschen Texten zu schmettern.

Und die verstörte Frau, die manchmal vergisst zu duschen, die zu dünnhäutig ist, um einen Food-Truck zu führen, und die ihre Tage damit verbringt, von morgens bis abends auf unserer abgewetzten Ledercouch zu liegen, ihre Lieblingsrealityshow *Beast and the Beauties* zu glotzen und den Teilnehmenden dabei Obszönitäten entgegenschleudern, während sie Schokoerdnusslinsen

inhaliert? Ja, ich liebe auch diese Mom, aber sie macht mir Angst.

Ich habe meinem Vater vor vier Jahren, kurz vor seinem Tod, versprochen, mich um sie zu kümmern, und ich gebe mir die allergrößte Mühe, mein Versprechen zu halten. Wenn meine Mutter zusammenbricht, tue ich, was ich kann, um ihr zu helfen. Ich lasse sie sich an meiner Schulter ausweinen, gehe einkaufen und koche das Essen. Und wenn sie sich wieder in meine Supermom zurückverwandelt, verliere ich über alles andere kein Wort mehr, weil ich so froh bin, dass sie wieder da ist. Aber ich befürchte, egal was ich tue ... Es ist niemals genug.

Noch bis vor zwei Tagen hatte ich keine Ahnung, dass wir fast pleite sind. Mom zahlt unsere Rechnungen. Zumindest bin ich davon ausgegangen. Aber jetzt weiß ich Bescheid. Wir müssen bis zum fünften Juli fünftausend Dollar Hypothek zurückzahlen, oder wir verlieren unser Haus. Und da Dads Lebensversicherung offenbar aufgebraucht ist, gehe ich davon aus, dass die Sache an mir hängen bleibt. Zumindest solange, bis Mom einen Job findet, nach dem sie, wie sie mir versichert hat, von jetzt an suchen will. Aber ich glaube nicht daran, dass sie einen findet, und schon gar keinen, der innerhalb eines Monats so viel Geld einbringt.

Ich klopfe zuerst sanft auf das Bett, dann schlage ich fester zu. Mit dem Klopfen sende ich meine Liebe in die zerknüllten Laken, in der Hoffnung, dass Mom okay sein wird. Dass *für uns* alles okay sein wird. Mit den Schlägen gestehe ich mir ein, dass es hoffnungslos ist. Schon bald werden wir kein Dach mehr über dem Kopf haben. Ich stehe auf, gehe zu ihrem Schrank und steige hinein.

Im Schrank riecht es schwach nach Moms billigem Fruchtparfum, von dem ich ihr schon tausendmal gesagt habe, sie soll es nicht auftragen. Ich habe ihr mindestens genauso oft vorgeschlagen, dass wir zusammen in die Mall gehen können, um ein besseres zu besorgen. Aber sie will

nicht. Und deshalb riechen Teile unseres Hauses, einschließlich ihres Kleiderschranks, immer nach überreifer Melone. *Brechreiz.*

Von dem Gestank abgesehen ist das Tolle an dem Schrank, dass es der einzige Ort ist, an dem mein Vater noch existiert.

Mom weigert sich, seine Cowboystiefel wegzuwerfen. Sie sind braun, und der Schaft ist mit einem weißen Diamantmuster bestickt. Ich lasse mich auf dem Schrankboden nieder, ziehe seine Stiefel an mich und schliesse die Augen.

Im ersten Jahr nach seinem Tod bin ich manchmal hierhergekommen, habe das Licht im Schrank angemacht, die Tür hinter mir geschlossen und saß einfach mit den Stiefeln im Arm da. Das hört sich vielleicht bescheuert an, aber die Stiefel sind das Einzige, was mir von ihm geblieben ist. Und auch wenn mein Vater kein bisschen wie ich war, habe ich ihn mit jeder Faser meines Herzens geliebt und wusste im tiefsten Inneren, dass er mich ebenso liebt – auch wenn ich niemals auf dieselbe Weise männlich sein werde, wie er es war. Wenn ich seine raue Stimme hörte, freundlich und kräftig zugleich, war irgendwie alles gut.

Das Leder der Stiefel fühlt sich unter meinen Fingern weich und warm an, als warteten sie nur darauf, getragen zu werden. Wenn meine Füße so groß wie die von meinem Dad wären, würde ich das glatt tun. Obwohl Cowboystiefel der Horror sind und eigentlich gar nicht gehen, würde ich sie mit Stolz anziehen, weil es *seine* Stiefel waren.

Ich streiche über das Leder und stelle mir vor, er wäre hier bei mir.

Dad, denke ich. Was zur Hölle soll ich bloß tun? Mom zerbricht. Ich habe keine Ahnung, wie ich sie wieder auf die Beine kriegen soll, und es tut mir so leid. Ich lass dich im Stich, weil ich eigentlich wissen müsste, wie ich das hinkriegen soll, aber das tue ich nicht, Dad. Echt nicht.

Ich atme ruhig ein und aus.

Dad. Dieser Junge, Max, den wir nur Grinsetyp nennen, weil er einer von den Jungs ist, die immer lächeln, weil sie ein perfektes Leben haben. Er wird uns helfen, glaube ich. Ich weiß ja, wie wichtig dir der Truck ist. Dass er uns hilft, ist so ein Zufall ... und ich weiß nicht mal, wie ich mit einem Jungen wie ihm reden soll. Schämst du dich deshalb für mich? Dass ich kein richtiger Junge bin?

Und Dad, denke ich. Was, wenn wir auf der Straße landen? Bist du enttäuscht von mir, dass ich nicht so gut für Mom Sorge, wie du es tun würdest?

Ich weiß, dass ich es mir bloß einbilde, aber ich schwöre, dass seine Stimme mir antwortet. Als würde sie durch meine Adern fließen und aus meinem tiefsten Inneren zu mir sprechen.

Nein, Jordan. Absolut nicht. Natürlich nicht. Niemals. Seine normalerweise raue Stimme klingt weich wie ein Marshmallow.

So sitze ich eine Zeit lang da, ohne mich zu rühren. Es fühlt sich fast so an, als könnte ich mich überhaupt nicht mehr bewegen. Schließlich hole ich tief Luft, küsse den Schaft von Dads rechtem Stiefel, stehe auf und mache das Licht aus.

Als ich die Schranktür öffne, liegt meine Mom lesend auf dem Bett. Sie blickt auf, sieht mich an und scheint kein bisschen überrascht, mich auftauchen zu sehen.

Ihre Augen sind glasig und gerötet, als hätte sie wieder geweint. »Ich brauche Kuschelzeit.« Mom lächelt schwach.

Natürlich gebe ich nach. Ich kann gar nicht anders. So geht es mir immer. Weil sie so zerbrechlich ist. Wie ein Vögelchen, als wäre ihre weiche, große Gestalt nicht in der Lage, sie vor dem Zerbrechen zu schützen, und als wäre es meine Aufgabe, das zu verhindern. Weil sie eben meine Mutter ist, und weil sie mit Dad verheiratet war. Weil ich immer noch für sie vor einen Zug springen würde,

ungeachtet der Tatsache, dass sie mich manchmal in den Wahnsinn treibt.

Ich setze mich auf das Bett, sie dreht sich um, und ich schmiege mich an ihren Rücken.

»Klar doch«, sage ich sanft.



3

Max

»Weißt du eigentlich, wieso ich weiß, dass du schwul bist?«, fragt Betts. Er sitzt neben mir auf der Couch und bearbeitet gerade seinen Controller, damit Ezekiel Elliott sich auf dem großen Flachbildschirm vor uns an einem Verteidiger vorbeitrickst. »Weil du letzte Nacht mit einem schwulen Typen schwulen Sex hattest.«

Ich lache kurz auf, dann sage ich: »Und weißt du, wieso ich weiß, dass du hetero bist? Wegen deines T-Shirts.«

Zay-Rod, der auf der anderen Seite der Couch neben mir sitzt, muss jetzt ebenfalls lachen. »Puh, Treffer versenkt.« Betts trägt ein billiges weißes T-Shirt, das seine Mutter bei Costco für ihn gekauft hat. Das Teil war schon so oft in der Wäsche, dass es mittlerweile eher gräulich aussieht.

»Was stimmt nicht mit meinem T-Shirt?« Wir, die *Drei Amigos*, zocken mittlerweile bereits die vierte Stunde unseres großen *Madden*-Football-Fests in Betts' Fernzimmer. Seine Dallas Cowboys stecken die Köpfe zusammen. Sie liegen im letzten Viertel drei Punkte hinter

Zay-Rods und meinen Arizona Cardinals zurück, doch der nächste Spielzug könnte die Partie für Betts Jungs noch drehen.

Ich entgegne: »Alter, dein T-Shirt ist so hetero, dass es nicht mal bi-curious ist. Du brauchst dringend mal ein T-Shirt-Upgrade.«

»Aber echt«, schaltet sich Zay-Rod ein, als Betts den Ball spielt. »Geh damit vor die Tür, und die Ladys nur so: ›Yo, an den Scheiß muss mal Weichspüler dran.««

Zay-Rods Cardinals stoßen vor, Betts ruft »Mist!« und treibt seinen Quarterback an. Vergeblich. Ballverlust auf der Seven-Yards-Linie.

»Geschafft!«, rufe ich, als Zay-Rod meine erhobene Hand abklatscht. »Alter, wir haben's geschafft!«

»Zwei gegen den weißen Jungen. Reizend«, schmolzt Betts und legt seinen rechten Fußknöchel über meinen linken. So ist das bei den Drei Amigos - wir rücken uns gegenseitig oft auf die Pelle. Dass ich den beiden gesagt habe, dass ich schwul bin, hat daran nichts geändert.

Betts' Cowboys halten sich bereit, den Ball aus der Luft zu kicken, und Zay-Rod gibt den Controller an mich weiter, damit ich den Angriff der Cardinals übernehmen kann.

»Also, was genau ist eigentlich passiert, nachdem du gestern Abend verschwunden warst, MAXIMO?«, will Betts wissen. Den letzten Teil betont er besonders laut und zieht ihn in die Länge.

Ich werfe ihm einen kurzen, absolut tödlichen Blick zu, den er aber nicht mitbekommt, weil er den Fernseher nicht aus den Augen lässt. Ich hasse es, wenn mich jemand mit meinem Taufnamen anspricht. Man stelle sich das mal vor: ein Kind Maximo Ashton Morrison zu nennen. Einfach nein! »Das geht dich, verdammt noch mal, gar nichts an«, gebe ich zurück, als mein Returner den Ball annimmt und buchstäblich einen Meter weit kommt, bevor er von Cowboys umzingelt wird. »Frag ich dich, was du mit den

Ladys machst? Wobei: Ist ja nicht so, dass du uns nicht sowieso alles erzählst.«

»Dafür bist *du* zu verschwiegen«, meint Betts. »Das ist nicht normal. Schließlich weiß ich, dass irgendwas passiert ist.«

»Mach dir mal keinen Kopf«, entgegne ich. »Echt nicht. Du weißt sowieso schon viel zu gut über mich Bescheid. Man könnte meinen, du bist interessiert. Aber, Alter, vergiss es gleich wieder. Ich spiele in einer höheren Liga als du.«

Zay-Rod schnaubt. Wir nennen ihn Zay-Rod, weil er Xavier Rodriguez heißt und wie Alex Rodriguez früher, genannt A-Rod, als Third Basemann spielt. Das Baseballteam hat ihm den Spitznamen X-Rod verpasst, und eine Zeit lang haben wir ihn auch so genannt, aber am Ende wurde Zay daraus.

Es stimmt schon, ja, letzte Nacht ist was passiert. Und wenn es besser gelaufen wäre, hätte ich es ihnen wahrscheinlich sogar erzählt. Ich bin nicht schüchtern. Aber wir sind hier nicht bei der gottverdammten Klatschpresse. Wir sitzen nicht zusammen und reden über unsere Gefühle. Wir spielen in der Baseballmannschaft der Mesa-Guadalupe Highschool. Wir spielen gegeneinander *Madden-Football*. Wir verputzen tütenweise Poore-Brothers-Jalapeño-Kartoffelchips. Wir sind die Drei Amigos, was ein verdammtes Glück ist, denn ich habe die treuesten Kumpels der Welt. Die beiden würden echt alles für mich tun. Und ich würde alles für sie tun. Und daran will ich absolut nichts ändern.

»Jetzt hör mal auf, Zeit zu schinden. Was soll der Scheiß?«, fragt Betts in diesem Moment.

Ich antworte: »Ja, klar, gewinnen zu wollen ist beschissen. Als würdest du so fair spielen.«

»Halt die Klappe, Vollpfosten«, meint Betts. »Hättest du letzte Nacht besser auch gemacht.«